

■ ANDREAS LUDWIG

Wo bleibt die Gegenwart?

Jubiläen provozieren, dass man sich mit sich selbst beschäftigt. Der Blick zurück auf 75 Hefte *WerkstattGeschichte* und mehr als 20 Ausgaben von *GeschichtsWerkstatt* fordert die Frage nach Kontinuitäten und Veränderungen, insbesondere nach dem Innovationspotential, nach Impulsen, aber auch danach, was auf dem Weg geblieben ist und wohin es gehen könnte, heraus. Seit die ersten »Infos« der bundesweiten Geschichtswerkstatt erschienen sind, fand eine Art Suchbewegung statt – inhaltlich, theoretisch, methodisch, aber auch bezüglich der Verortung von HistorikerInnen in der Gesellschaft. In diesem Sinne waren *GeschichtsWerkstatt* und *WerkstattGeschichte* dezidiert politisch und eng mit anderen sozialen Bewegungen verbunden. Die Findungsprozesse, die AutorInnen, RedakteurInnen und HerausgeberInnen gemeinsam bestritten und gelegentlich auch erstritten haben, haben das Profil der Zeitschrift geprägt, es aber auch, wie könnte es über einen so langen Zeitraum anders sein, verschoben. Es ist mir deshalb daran gelegen, eingangs auf einen wesentlichen Beweggrund der Arbeit an *WerkstattGeschichte* zu verweisen, dass nämlich Geschichte etwas zur Erklärung von Gesellschaft und zur Kritik an und Veränderung von Gesellschaft beitragen kann. Dieser, möglicherweise etwas nostalgisch wirkende Aspekt findet sich heute in einem Verständnis der Historizität von Gesellschaft, auch der aktuellen Gesellschaft wieder. Kann es jedoch sein, dass der Blick in die Gesellschaft und der Bezug zur Gegenwart vernachlässigt worden sind? Ist *WerkstattGeschichte* heute in stärkerem Maße eine, wenn auch breit aufgestellte, geschichtswissenschaftliche Zeitschrift, als dies intendiert war? Dazu in den folgenden Abschnitten einige Anmerkungen.

III

1. Geschichte

Ein Blick zurück in die 1980er Jahre zeigt Schwerpunkte dieses Gesellschaftsbezugs, ohne Frage zeitgebunden, aber dennoch strukturell deutlich: »Spurensuche vor Ort« als Bündel von Projekten, die die Historizität von lebensweltlich konkreten Orten ins Bewusstsein rücken sollten, Kritik an staatlich implementierter Geschichtsinterpretation, Stadt und »Provinz« als Forschungs- und Aktionsfelder sowie thematische Grauzonen und Unbequemlichkeiten jenseits des common sense sind einige der Felder, die bei der retrospektiven Lektüre auffallen.

Manche Schwerpunkte sind entfallen, wie zum Beispiel die Kritik an einer staatlich implementierten Geschichtsinterpretation, da sie durch die Gründung und Durchsetzung der nationalen Geschichtsmuseen obsolet geworden schien. *WerkstattGeschichte* besprach zwar seitdem einzelne Ausstellungen, knüpfte aber nicht mehr an die grundsätzlichen Zweifel gegenüber nationalstaatlicher Deutungsproduktion an. Ebenso wenig wurde thematisiert, ob sich das institutionalisierte Geschichtsbild der mittleren Kohl-Jahre zu einer Art *master narrative* verdichtete und in beliebiger Abfolge im allgemeinen Ausstellungsbetrieb mitschwamm. Nachfolgende Projekte, wie zum Beispiel die Wiedererrichtung des Berliner Stadtschlosses und dessen nachträgliche inhaltliche Füllung mit dem Humboldt-Forum, blieben in *WerkstattGeschichte* außerhalb einer kritischen Betrachtung, mit Ausnahme eines Beitrags zum geplanten Einheitsdenkmal. Auch das Thema Provinz ist nicht weiterverfolgt worden, obwohl es, man denke an Automobilisierung, Infrastrukturen, Binnenmigration, Entleerung von Räumen, an Brisanz nichts eingebüßt hat.

Andere Debatten und Arbeitsschwerpunkte der Anfangszeit der Werkstatt*Geschichte* sind dagegen in der Mitte der Gesellschaft angelangt. »Aufarbeitungen« aller Art beispielsweise sind öffentlicher Diskurs, unverzichtbarer Teil von Selbstrepräsentation und *policy* derjenigen Institutionen geworden, die einstmal Ziel von Kritik waren, mit erheblichen Auswirkungen, von der 750-Jahr-Feier Berlins über die Sicherung der Archive der Staatssicherheit bis zur Gedenkstättenkonzeption des Bundes, die die Bedeutung von Geschichte im öffentlichen Diskurs der letzten drei Jahrzehnte exemplarisch zeigen. Lokale »Geschichte von unten« ist in vielen Heimatmuseen Teil einer *public history* vor Ort geworden und Partizipation (Stichwort: Laien) ein Schlüsselbegriff erfolgreicher institutioneller Selbstdarstellung. Historische Kritik bewirkte eine Auseinandersetzung um die kolonialistische Vergangenheit in Ausstellungen ebenso wie Umbenennungen von Straßennamen. Die Liste der Hefttitel von Werkstatt*Geschichte* liest sich unter diesem Gesichtspunkt wie das Abarbeiten weißer Flecken auf der Landkarte einer kritischen Historisierung. Man könnte also zufrieden sein, wäre da nicht das unklare Gefühl, dass die historische Kritik nicht mehr recht in die gesellschaftliche Gegenwart reicht.

2. Perspektiven

Bezug zur Gegenwart, Blick in die Gesellschaft und Methodenreflexion waren eingangs als wesentliche Perspektiven der Konstituierungsphase von Werkstatt*Geschichte* genannt worden, auch als Impulse eines Verständnisses von Geschichte als kritischer Wissenschaft und Praxis.

Der Bezug zur Gegenwart gehört für mich zum Kern des beruflichen Selbstverständnisses von HistorikerInnen, und zwar nicht als »Vorgeschichte der Gegenwart«, sondern als Suche nach Ursachen, Kontexten und Veränderungspotential. Wird es ein Heft von Werkstatt*Geschichte* zur Wählerschaft eines US-Präsidenten geben (oder eines über NichtwählerInnen), ein Heft über das Argument der Alternativlosigkeit im politischen Diskurs, eines über multipolare Migration als Normalität, eines über die Widersprüche von Denken und Handeln (am Beispiel des Konsumverhaltens und der Ressourcenschonung vielleicht), eines über Passivität, Egoismus und ihre Folgen (strukturelle Gewalt als Strafe), eines über die mögliche (und selektive) Wiederkehr des Sozialstaats oder gar der Allzuständigkeit der Gemeinden? Selbst der Flughafen BER ließe sich unter der realsozialistischen Begriffsbildung der »gleitenden Projektierung« als historische Normalität analysieren. Die Liste ließe sich bei der täglichen Zeitungslektüre mühelos erweitern. Sie liefere, so wurde von den HerausgeberInnen von Werkstatt*Geschichte* 75 kritisch angemerkt, aber doch gerade auf eine »Vorgeschichte der Gegenwart« heraus. Dem lässt sich entgegenhalten: »Vorgeschichte der Gegenwart« sucht nach Gewordenheit und ihren Ursprüngen, sie verbleibt innerhalb von Entwicklungslogiken und behauptet deren Evidenz, sie schaut nach Beispielen für Strukturen. Die hier formulierten Themen könnten ebenso gut unter der Rubrik »Blick in die Gesellschaft« auftauchen, nur die Perspektive wäre eine »von unten«, eine mikrohistorische vielleicht, jedenfalls eine sensibilisierende Gegenwartsbeobachtung von Zuständen und Praxen, und sie würde expliziter machen können, dass der Arbeitsplatz von Werkstatt*Geschichte* in der Gegenwart liegt. Das gab es in Werkstatt*Geschichte* schon (was mir gut gefallen hat) und mein Plädoyer wäre, solche nicht aufs Historische beschränkten Perspektiven systematischer zu verfolgen. Nicht zuletzt, weil sie auch eine erweiterte Ebene von Methodenreflexion bedeuten.

Zur Methodenreflexion gehören unter anderem die Medialität von historischer Quelle und Darstellung sowie die Praxis der Interdisziplinarität. Während erstere durch Film- und Expokritik sowie zahlreiche Beiträge zu Quellenfragen und durch einzelne Schwerpunktheft in Werkstatt*Geschichte* kontinuierlich reflektiert wird, steht es um die Interdisziplinarität we-

niger gut: Gut drei Viertel aller AutorInnen seit Heft 50 sind HistorikerInnen, und die Auseinandersetzung mit den Nachbarfächern wie historische Anthropologie, Ethnologie, Soziologie und Politikwissenschaft, deren Sichtweisen, Erklärungsmodellen und Analyseverfahren, scheint mir daher ein echtes Manko. Es wäre vielleicht eine Überlegung wert, solche disziplinären Sichtweisen systematischer zu organisieren. Der Stadtraum als Feld bislang weitgehend unverbundener Aufmerksamkeiten wäre ein Beispiel dafür. Ausgehend von der aktuellen Beobachtung erscheint er als Feld von Praktiken, als historisch geschichtete Komposition von Baustilen, »Stadtmöbeln«, die auf Infrastrukturen oder planerische Eingriffe verweisen, Verkehrskonzepten und -wildwuchs. Man kann die Stadt als differenziertes Ensemble von Orten der Aneignung wie des Konsums, der Kommunikation und des Durchgangs oder als deren materielle Bedingung lesen, ebenso aber als Erinnerungsort, als Palimpsest, Bühne, als Voraussetzung oder Folge. Der Komplexität der Beobachtung entspricht die Komplexität der Annäherung, und es liegt auf der Hand, die unterschiedlichen Perspektiven nicht nur aufeinander zu beziehen, sondern sie auch auszuformulieren. Dies würde den transepochalen Anspruch von Werkstatt*Geschichte* transmedial und interdisziplinär erweitern.

II3

3. HistorikerInnen

Vielleicht würde ich diese Punkte alle nicht benennen, wenn ich mich als Historiker vornehmlich mit dem Investiturstreit befassen würde (obwohl: Vorteil, Legitimation, symbolische und reale Macht ließen sich umstandslos auf die Gegenwart beziehen). Da mein Interesse aber den Städten, den Museen und der materiellen Kultur gilt, sind die oben genannten Perspektiven nicht nur ein *nice to have*, sondern essenziell. Städte sind eben nicht nur Räume eines besonderen Rechts, von Problemlösungen im Urbanisierungsprozess oder des Wiederaufbaus, der sozialräumlichen Verdichtung. Sie (und ihre suburbanen Diffusionen) sind der Lebens- und Arbeitsraum der Mehrheit der Bevölkerung, auch von HistorikerInnen, und aus dieser Perspektive sollten sie uns ebenfalls interessieren, als Akteure eben.

Die Präsentation von Geschichte findet nicht nur in Fachpublikationen statt, sondern auch an (wie auch immer authentischen) historischen Orten, in Filmen und nicht zuletzt in Museen. Sollen wir sie allein als Repräsentationen betrachten oder nicht auch stärker als historische Archive und als Arbeitsplatz für HistorikerInnen? Der Begriff der Repräsentation steht hier für zwei Dinge: den Verweischarakter auf etwas über den engeren Gegenstand Hinausweisendes und das medial wahrgenommene Ergebnis von forschender Aneignung und Interpretation. Der historische Ort verweist auf (eine) Geschichte, der (historische) Film auf die dramaturgische Bearbeitung eines ereignishaften »Stoffs« und seine zeitgemäße Visualisierung (und oftmals attraktive Dramatisierung), das Museum auf seine Ausstellung als Ergebnis einer kuratorischen Anordnung. Da es sich um ästhetisch und medial wirksame Ausdrucksformen einer *public history* handelt, erscheint die Vorstellung von Historiografie als zunehmend divers. Mehr noch als die Begutachtung der Richtigkeit des Inhalts sollte uns daher die (historische, d. h. an Zeit und Ort gebundene) Praxis dieses »Schreibens« von Geschichte interessieren, zugleich aber auch seine Quellen. Hinter einer Geschichte des Orts stehen beispielsweise die Materialsammlungen der Denkmalpflege, hinter dem Film die Expertise volkscundlichen und kunsthistorischen Detailwissens, hinter der Ausstellung die Sammlungen des Museums, deren »Materialarchive« als Forschungs- und Ausbildungsarchive angelegt wurden und nun den Fundus der Narration oder zumindest ihres »authentischen«, Glaubwürdigkeit vermittelnden Settings bilden. Sie alle zeigen das »Geschichte Machen« und deshalb ist eine stärkere Betonung des Werkstattcharakters von Werkstatt*Geschichte* gefordert.

Und schließlich die materielle Kultur. Ohne Dinge geht nichts und ich staune immer noch über die anhaltende Skepsis vieler FachkollegInnen, sich dieser Tatsache auch in ihrer wissenschaftlichen Arbeit zu stellen (als KonsumentInnen sind sie ihrer Faszination schon längst erlegen). Um nicht ins Uferlose zu geraten und eine »Everyday History of Almost Everything« zu fordern oder dem Gedanken nachzuhängen, welche Geschichten sich aus der Dingeliste aus Werkstatt*Geschichte* Heft 50 (Papierwindel, Lippenstift, Telefonzelle, Transistorradio – andernorts schon als Monographie erschienen –, Feinrippunterhemd und Tampon) entwickeln ließen, liste ich auf, was ich beim Schreiben dieses Textes benutzt habe: Bleistift, die Rückseiten herumliegender Zettel und Briefumschläge, Kaffee aus Caffettiera von Gasherd in Tasse plus Milch aus Karton, Schraubverschluss, aus Kühlschrank, Energiestufe A+++; 73 Hefte von Werkstatt*Geschichte* und einige von Geschichts*Werkstatt*, Sofa (für Pause), Terminkalender, Papier, Ringbindung (zur Zeitplanung), Armbanduhr (unter Druck), Tisch und Lampe, Laptop für Text und fernschriftliche Kommunikation mit der Redaktion. Jedes dieser Objekte kann für sich untersucht werden, was beispielsweise in der Technikgeschichte oder in den *material culture studies* geschieht, jedes ist auch in anderen Zusammenhängen vorstellbar und würde eine jeweils andere Bedeutung erhalten. Ist diese Objektzusammenstellung also ein Fall für EthnologInnen, ArbeitswissenschaftlerInnen, MuseologInnen oder eben doch auch für HistorikerInnen? Dies würde bedeuten, die materielle Dimension von individuellem Leben und Gesellschaft nicht als vorausgesetzt zu betrachten, sondern sich näher mit der Materialität, Funktion, Bedeutung, oft auch Faszination von Dingen zu beschäftigen, die als »Sachausstattungen« einerseits als gesellschaftsprägend (Nobert Elias, Sigfried Giedion, Hans Linde) konstatiert, andererseits aber selten historisch analysiert werden. Bei allen historischen Untersuchungen über Wohnverhältnisse war es ein Soziologe, der die kontrollierende Wirkungsmacht des »Berliner Schlüssels« beschrieben hat, allerdings, was verwundert und zugleich herausfordert, ohne Thematisierung der mit ihm verbundenen mikrohistorischen Herrschafts- und Arbeitsverhältnisse. Werkstatt*Geschichte* wäre der Ort dafür, wie meine kleine Objektliste (als Gegenteil der Behauptung, dass Listen sui generis unabgeschlossen sind) zeigen sollte: Der Zusammenhang zwischen Zeit (Anschaffung zwischen 1951 und vorgestern) und Ort (Objektherkunft zwischen China, Barcelona und Mark Brandenburg, aufgefunden in Berlin) ist als Prozess und Ergebnis evident: Der Beitrag ist abgegeben.